

Stalingrad als Erinnerungsort in Russland und in Deutschland

Dr. Ekaterina Makhotina

**Vortrag im Rahmen der Ausstellungseröffnung Stalingrad 1942/43 –
Appell zum Frieden, Köln, 28. Juni 2019.**

In Russland wie auch in Deutschland ist die Schlacht um Stalingrad zum Symbol geworden, - zum Symbol mit unterschiedlichen Inhalten. Stalingrad hat sich ins Gedächtnis der Deutschen als eigenes Trauma eingebrannt, die Erinnerung war auf den „Kessel“ beschränkt, und in verschiedenen Erinnerungsmedien erschien der deutsche Soldat fast ausnahmslos als Opfer. In Russland war Stalingrad *das* eindringlichste Beispiel des sowjetischen Heroismus und stand für die kriegsentscheidende Wende im Krieg: Hier – wird gesagt – begann der Siegeszug der Roten Armee. Die Zentralität des Symbols war nicht nur dadurch bedingt, dass die militärischen Auseinandersetzungen um Stalingrad besonders hart waren, sondern auch darin, dass der Kampf um die Stadt von Anfang an enorme Medienaufmerksamkeit erfuhr und mit einer Legende umhüllt wurde.

In meinem Vortrag geht es um Entwicklung der sowjetischen (und in der Folge russischen) und deutschen Erinnerungskultur an die „Schlacht an der Wolga“. Dabei geht es sowohl um offizielle (Historiografie, Denkmalkultur) als auch um das gesellschaftliche Erinnern in beiden Ländern. Es geht nicht nur darum, die Unterschiede herauszuarbeiten, sondern auch auf die Gemeinsamkeiten hinzuweisen.

Erinnerung in Russland

Sicherlich ragt die Verteidigung Stalingrads und die Zerschlagung der 6. Armee als offizieller Erinnerungsort mit einer besonders starken

emotionalen Kraft heraus, der Sieg in Stalingrad wirkte als beispielhafte Heldentat, als Motivation für die weiteren Siege und nach dem Krieg – für den Stolz auf den erfolgreichen Manöver sowjetischer Generäle und das aufopferungsvolle Durchhalten der Verteidiger. Stalingrad war die erste sowjetische Stadt, die den Titel Heldenstadt verliehen bekommen hat: hier wurden die meisten Titel „Held der Sowjetunion“ verliehen (über 300), hier steht die größte Denkmalanlage der Sowjetunion „Für die heroischen Verteidiger Stalingrads“, und bis heute genießt „die Haupthöhe Russlands“ (glavnaja vysoty Rossii) Aufmerksamkeit auf der höchsten politischen Ebene, - letztens 2018 hielt Putin hier eine Gedenkansprache. Trotz der herausragenden Stellung von Stalingrad sollte man den allgemeinen Kontext der sowjetischen Erinnerung an den Krieg nicht außer Acht lassen. Die Zahl der Opfer des Vernichtungskrieges in der Sowjetunion – 27 Millionen - zeugt von der unvergleichlichen Dimension der Leid- und Opfererfahrung in den Ländern, die vom Krieg und deutscher Besatzung betroffen waren. Der Krieg hat tiefe Spuren im Gedächtnis der Generationen hinterlassen: Es gibt kaum eine Familie im heutigen Russland (und auch in der Ukraine und Weißrussland), die vom Krieg unberührt geblieben ist. Die gesellschaftliche Verankerung der Kriegserinnerung auf der einen Seite und ihre übergeordnete Bedeutung der für den Staat auf der anderen Seite bedingten die Entstehung einer vielschichtigen und dynamischen Erinnerungskultur. Oft ist es schwer das offizielle Erinnern und das inoffizielle, gesellschaftliche Erinnern voneinander zu trennen. So gibt es im heutigen Russland kein homogenes „kollektives Gedächtnis“ an den Krieg, sondern mehrere mit-, neben-, und gegeneinander existierende und agierende Bilder der Kriegserinnerung. Die Verflechtung des politischen und individuellen Gedächtnisses ist das Spezifikum russischer Erinnerungskultur, zu welcher sowohl Siegesstolz

als auch Trauer gehören.

Am Beispiel der Erinnerung an Stalingrad sehen wir sehr deutlich eine Verflechtung der Erinnerung „von oben“ und Erinnerung „von unten“, - und eine Verknüpfung vom heroischen und tragischen Gedächtnis. Stalingrad Erinnerung war und ist kein reines Heldennarrativ, sondern das Leid findet hier auch Platz – am eindringlichsten im Stadtbild. Die im visuellen Gedächtnis fest verankerten Bilder der komplett zerstörten Stadt verweisen auf die immensen Verlusten unter der Zivilbevölkerung: besonders präsent sind dabei die Luftangriffe. Es ist die Erinnerung an die unaufhörlichen Bombardierungen der Großstadt durch die Luftflotte 4 vom 23.8. bis zum 14. 9. 1942. (Allein am ersten Tag des Luftangriffs, dem 23. 8., kamen mehrere Dutzend Tausend Menschen ums Leben, - dieser Tag ist heute ein wichtiger lokaler Gedenk- und Trauertag, an dem die Volgograder Blumen und Trauerkränze zu den Stadtfriedhöfen tragen). Als die Evakuierung der Zivilbevölkerung aus der Stadt begann, beschoss die deutsche Artillerie durchgängig die Wolgafähren, sodass Passagierdampfer beschädigt auf Grund liefen. Sie wurden weiter beschossen, was wiederum zeigt, dass es der Führung nicht nur um das Erobern, sondern um die Vernichtung ging. Bis Mitte September 1942, als die Wehrmacht in das Stadttinnere vordrang, wurden über die Wolga ca. 300 Tausend evakuiert, doch es befanden sich noch ca. 75 Tausend Zivilisten in der Stadt, die zu Zeugen und oft Teilnehmer des erbitterten Häuser- und Straßenkampfes wurden. Als die Schlacht am 2. Februar 1943 zu Ende war, blieben vom Stadtzentrum nur Kaminöfen, die in die Höhe ragen – Reste von den verbrannten Wohnhäusern. Von diesen Zerstörungen, historischen Bauwerken und Wohnhäusern, die sich in Festungen verwandelten, zeugen mehrere Stadtdenkmale, am bekanntesten sicherlich „Alte Mühle“ und das Pavlov-Haus.

Das Nebeneinander vom heroischen und tragischen zeichnet auch die literarischen Auseinandersetzungen mit der Schlacht aus. Wiktor Nekrassows Novelle „In Schützengräben Stalingrads“ (1946) zeigt den Kampf als Leben in der Hölle, Leben in Extremen, den Krieg als eine existenzielle Verstörung. Nekrassow, der die gesamte Schlacht um Stalingrad an vorderster Front durchlebt hatte, setzte sich gleich nach Kriegsende – von schwerer Verwundung gezeichnet – ohne alle schriftstellerischen Vorkenntnisse – an sein Buch.

Seine Novelle ist ein Denkmal für Menschen, nicht etwa für Stalin oder Partei. Es gehört zu Aporien der sowjetischen Kulturpolitik, dass sein Werk, das die Welle der Leutnantenprosa einläutete, mit der Stalinprämie ausgezeichnet wurde.

Ein weiteres außergewöhnliches, sehr wichtiges Werk ist der Romanepos „Leben und Schicksal“ von Wassilij Grossman.

Wassilij Grossman, sowjetischer Schriftsteller und Kriegsberichterstatte, war in allen großen Schlachten – in Moskau, Kiev, Minsk, Leningrad und Stalingrad anwesend. Im umkämpften Stalingrad hielt sich Grossmann als Kriegskorrespondent länger auf als jeder andere Besucher.

Der erste Teil des Werks, „Die gerechte Sache“ durfte, stark zensiert, 1948 erscheinen. Grossmann zeigte hier, wie die Rotarmisten im Krieg bis zur Selbstaufopferung ihrer Pflicht nachgehen und dadurch zu Helden werden.

Doch sein eigentliches Lebenswerk, „Leben und Schicksal“, das zum sowjetischen „Krieg und Frieden“ des 20. Jahrhunderts werden sollte und oft mit dem Roman Tolstojs verglichen wird, durfte während der Sowjetzeit nicht publiziert werden, zu deutlich schildert Grossman die Schrecken des Stalinismus für die „eigenen“. In diesem Roman kämpft man nicht für Stalin, sondern für das eigene Leben, für die Freiheit des eigenen Selbst

und der Heimat. Grossmann schilderte die Ruinenstadt zugleich als einen Ort des Kampfes und der Freiheit, „Welthauptstadt mit der Seele der Freiheit“ – Zum einen als Ort der Befreiung von den Besatzern, zum anderen auch als Ort der Freiheit von sowjetischen Repressionsorganen und politischen Kommissaren. Der Krieg enthielt für Grossman das Versprechen einer Erneuerung des Sowjetregimes. Da Grossmann nach dem Krieg verstand, dass seine Hoffnung trügerisch war, schrieb er „Leben und Schicksal“ bewusst als einen anti-totalitären Roman (jedoch nicht als einen anti-kommunistischen). Das Manuskript wurde 1962 samt aller Durchschläge und Varianten vom KGB beschlagnahmt. Grossmann starb wenige Jahre später und hat nicht mehr erlebt, wie sein Buch sein literarisches Leben entfaltete. Eine Abschrift gelangte über Freunde in den Westen und 1984 erschien es in Deutschland, von Heinrich Böll mit seinem berühmten Essay „Die Fähigkeit zu trauern“ begrüßt. Erst im Zeichen der Perestrojka, 1988, wurde der Epochenroman dem sowjetischen Leser zugänglich.

Die besondere Bedeutung von Stalingrad bezeugen nicht nur literarische Werke, sondern auch die Denkmale und Museen zur Schlacht.

In Stalingrad begann man – wie überall in der Sowjetunion - bereits in den ersten Kriegsmonaten mit der Sammlung und Aufbewahrung der Zeugnisse vom Kriegsgeschehen. Die Historiografischen Kommissionen unter Leitung der Akademie der Wissenschaften bearbeiteten Materialien und führten Interviews mit den Soldaten durch. Hier wurde bereits drei Jahre nach dem Kriegsende, im Sommer 1948, das Museum „Verteidigung von Stalingrad“ eröffnet. Später, in den späten 1960ern – 1980ern, folgten monumentale Projekte – die Gedenkstätte am Mamaev-Hügel und das Panorama-Museum am Wolga-Ufer (heute ist es meines Wissens das

größte Panorama-Bild der Welt, - 120 m lang und 16 m hoch).

Der Bau der Gedenkstätte „Für die Helden der Stalingrad-Schlacht“ dauerte acht Jahre – 1959 – 1967. Es war Evgeny Vuchetich, der bekannteste und gefragteste Bildhauer des Tauwetters, der maßgeblich die Entstehung und die Ausgestaltung der Gedenkstätte beeinflusst hat. Weltbekannt ist das symbolische Zentrum der Gedenkstätte - die 85 Meter große Skulptur *Mutter Heimat ruft, die über dem Gegner das strafende Schwert der Vergeltung schwingt*. Gleichzeitig finden hier nicht nur heroische Motive, die den Sieg der Rotarmisten verewigen sollten, Platz, sondern auch universelle Motive des Kriegsandenkens wie der Ehrenfriedhof (ca. 34 Tsd Soldaten), der Platz der Trauer, die Figur der Pieta und die Ruhmeshalle für die Gefallenen.

In der nachsowjetischen Zeit wurde der Krieg insgesamt „menschlicher“ erinnert, es wurde mehr über den „schrecklichen Krieg“ gesprochen – und das Leid der Menschen wurde in den Fokus gerückt. In den 1990er Jahren wurde die Versöhnung politisch und gesellschaftlich groß geschrieben, und als es zum ersten Mal zum Besuch aus dem Westen kam, kam es zwischen den Deutschen und Russen zum Austausch, zum Engagement bei dem Erhalt der Gräber – und oft auch zu Freundschaften. Schon im März 1991 war eine Delegation des *Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge* und der Stalingradkämpfer in Wolgograd. In den 1990ern wurde in der Nähe von Wolgograd der Militärfriedhof Rossoschka eröffnet, wo auch deutsche Soldaten beigesetzt sind (es war der erste Friedhof der Wehrmacht. „Auch Deutsche waren Opfer des Krieges“, - war in Russland eine heute häufig anzutreffende Meinung, und nicht zuletzt ist es eine Folge der sowjetischen Erinnerungskultur, die entsprechend der kommunistischen Ideologie nach Klassenfeinden und nicht nach Nationen

differenzierte. Deutsche Besucher, Veteranen und Angehörige wunderten sich, mit welcher tiefer Herzlichkeit sie empfangen wurden. Der Russland-Historiker Jochen Hellbeck, der mit den Veteranen der beiden Staaten für sein Projekt „Facing Stalingrad“² sprach, stellte fest, dass die beiden Erinnerungsdiskurse in ihrer Betonung des Schreckens der Schlacht einander ähneln. Nur die Sinnstiftung ist eine andere: während die sowjetischen Soldaten ihren Beitrag zum Sieg betonen, bleibt den deutschen Veteranen nur die traumatisierende Sinnlosigkeit des Kampfes festzustellen. Was aber bei beiden Seiten fehlt – der Hass auf einander... Abschließend ein Paar Sätze über die heutige russische Erinnerung an den Krieg.

Zweifellos ist das Kriegsgedenken für den russischen Staat das wichtigste staatstragende Identitätsprojekt, ein „Image-Produkt“, das innen- und außenpolitisch eine Botschaft vermitteln soll, was vor allem am 9. Mai, dem Tag des Sieges, deutlich wird. Aber russische Kriegserinnerung ist keineswegs eine rein „staatliche Veranstaltung“. Der Wunsch, den Tag des Kriegsendes feierlich zu begehen, entsprach und entspricht immer noch dem Wunsch vieler aus der Kriegsgeneration, – viele nennen diesen Tag „mein zweiter Geburtstag“. Auf der privaten, familienalltäglichen Ebene ist der „Tag des Sieges“ der wichtigste Feiertag und ein nicht wegzudenkender Bestandteil der Lebenswelt vieler Russen.

Die großen staatlichen Inszenierungen (so v.a. Die Militärparade am Tag des Sieges auf dem Roten Platz in Moskau) , die auf Stabilitätssicherung und Patriotismus-Stiftung aus sind, werden seit ca. sieben Jahren von gesellschaftlichen Praktiken der Erinnerung, wie z.B. der Aktion „Das Unsterbliche Regiment“ begleitet. Bei dieser Aktion tragen Menschen Porträts von ihren Verwandten, die am Zweiten Weltkrieg teilgenommen haben, über Straßen und Plätze. Diese Präsenz des privaten Gedenkens

im öffentlichen Raum ist das tatsächlich Neue am Feiern des „Tags des Sieges“. Die Hinwendung zur Geschichte der eigenen Großväter und Großmütter steigerte das Interesse und die Teilnahmebereitschaft an den öffentlichen Feierlichkeiten am 9. Mai enorm. Viele Russen teilten in den letzten Jahren Kurzberichte über die Kriegswegen ihrer Großeltern in sozialen Netzwerken, viele davon - unzensurierte Familiengeschichten, also Erzählungen „jenseits“ des tradierten, heroischen Narrativs. Viele Medien griffen diese individuellen, oft erschütternden Geschichten auf und berichteten über den Krieg aus einer ungewöhnlichen, unpathetischen Perspektive. (Auch in Volgograd, wo das Regiment dieses Jahr zum 7. Mal lief, trugen 65 Tausend Teilnehmer Porträts ihrer Angehörigen – vom Pavlov-Haus bis zum Mamaev Hügel).

Erinnerung in Deutschland

In NS-Deutschland wurde die Stalingrad-Legende bereits entworfen, als die Reste der 6. Armee noch verzweifelt, hoffnungslos und sinnlos kämpften. Die NS-Propaganda münzte beispiellose Niederlage in ein beispielhaftes Heldenopfer um. Als der „größte Heroenkampf unserer Geschichte“ bezeichnete Göring die Stalingrad-Schlacht am Tag der Zerschlagung des Kessels, und der völkische Beobachter betitelte Nachrichten aus Stalingrad mit „sie starben, damit Deutschland lebe“. Die rhetorische Figur ist offensichtlich: Die Aufopferung der Toten soll nicht umsonst sein, und die Kameraden an der Front und an der Heimatfront sollen weiterkämpfen.

Nach 1945 wurde aus dem Symbol für die Treue zu „Führer und Volk“ bis

in den Tod das Symbol für den vermeintlichen Verrat der NS-Führung an „den Deutschen“. Die „spartanisch“, stolz und heldenhaft dargestellten Soldaten wurden so zum Sinnbild für den Missbrauch „deutscher Tugenden“ stilisiert.

Die tiefe Erregung über die Katastrophe an der Wolga fand nach 1945 ihren Niederschlag nicht nur in leidenschaftlichen Diskussionen um die Ursachen für diese schwere Niederlage, sondern auch in einer Vielzahl von Publikationen, die schon bald nach Kriegsende veröffentlicht wurden. Entbehrungen, Kälte und Hunger nahmen den zentralen Platz in den 1948-49 publizierten deutschen Berichten, die in hoher Auflage vertrieben wurden.

Schwerpunkte der frühen historischen Aufarbeitung waren Memoiren der Verantwortlichen, die Erinnerungen der Generäle. „Verlorene Siege“ – der Titel der 1955 publizierten Erinnerungen Erich von Mansteins steht beispielhaft für Rechtfertigungsschriften mit Memoirencharakter. Schriften wie diese sind geprägt von fehlender Einsicht und unerschütterlicher Selbstsicherheit.

Die militärischen Rechtfertigungslegende ergänzten die letzten Briefe der deutschen Soldaten aus Stalingrad, die erstmals 1950 in einem schmalen Bändchen erschienen sind. Im Blickpunkt der Erinnerungskultur standen nun einfache Soldaten, die sich ins Kriegsgeschehen *hineingeworfen* sahen. Unterstützt von Filmen wie „Hunde, wollt ihr ewig leben“ 1959 wurde das Bild des einfachen Landsers (menschlich, warmherzig, kollegial), dem der Russland-Feldzug unbehaglich ist, popularisiert. Auch für den literarischen Romankitsch bot die Schlacht ausreichend Stoff, - zu verweisen auf Konsaliks „Arzt aus Stalingrad“ 1956, der auch 10 Jahre nach dem Krieg die exitisierenden Diskurse von asiatischer Barbarei und

zivilisatorischer Rückständigkeit wiederauflegte.⁵

Die Perspektive auf den Krieg „von unten“ mit Hilfe von Feldpostbriefen, wurde in den späten 1960er - 70er Jahre besonders populär. Damit trat ein bis heute verbreitetes Opferbild in den Mittelpunkt des öffentlichen Gedächtnisses: der ausgemergelte, hungernde Soldat.

Solche populärgeschichtliche Bestseller wie „Unternehmen Barbarossa“ von Paul Carell (Karl Schmidt) zeichneten das Bild eines sinnvollen, sauberen Krieges – mit Heldentum, ohne Verbrechen.⁶ Ausgeblendet wurde die Blutspur, die die 6. Armee gezogen hat.

Gleichzeitig war das Thema *Stalingrad* weniger ein Thema der offiziellen Geschichtspolitik, als der kommunikativen Erinnerung der Kriegsteilnehmer auf deutscher Seite. Die wenigen Überlebenden der 6. Armee fanden sich Ende der 1950er Jahre in der BRD und in Österreich in Bünden der ehem. „Stalingrad-Kämpfer“ zusammen. Sie veröffentlichten Zeitschriften, trafen sich seit regelmäßig 1958 auf der Bundesebene und entwarfen Denkmale.⁷ 1964 ließ der Bund der ehem. Stalingrad-Kämpfer ein zentrales Denkmal für die gefallenen Soldaten errichten – in Limburg auf dem Soldatenfriedhof steht ein 1,5 m hoher Granitblock mit Erde aus Stalingrad. Seit 1983 erinnert in der Berliner Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche die sog. Stalingrad-Madonna an die Schlacht. Das Bild von Frau, die unter ihrem Mantel schützend ein Kind hält, hat der evangelische Pfarrer Kurt Reuber in Stalingrad als Sinnbild der Hoffnung auf das Leben gemalt. Die antikommunistische Rhetorik des Kalten Krieges erlaubte auch die nachträgliche Sinnstiftung und der Kampf gegen den Bolschewismus als ehrenhafte Sache dargestellt.

Man kann jedoch nicht davon sprechen, dass die Erinnerungspraxis der Stalingrader ein einheitliches, homogenes Bild darstellt. Je nach der politischen Gesinnung und West und Ost-Biografien wird es als Metapher

mit unterschiedlichen Inhalten und Sinnstiftungen gefüllt. Dazu gehören: Bereitschaft zum Opfer, Biografie-Bruch und Trauma, Lehrstück für die Zukunft, Mahnung zum Frieden, Beispiel für sinnlosen Kadaver-Gehorsam...

An dieser Stelle ist zu erwähnen, dass in der Erinnerungskultur der DDR Stalingrad ein historischer Fluchtpunkt gewesen war. In diesem Bild war es der erste Sieg des Sozialismus über den Faschismus: Die DDR habe im Stalingrad begonnen. Der Kessel und die Kriegsgefangenschaft waren die Katharsis-Erfahrung, politische Läuterung, die erlaubte, die Wehrmachtssoldaten in die DDR zu integrieren. Das prominenteste Beispiel – General Paulus, der bis zu seinem Tod in Dresden lebte.

Mit dem Ende des Systemkonflikts und der Vereinigung der deutschen Staaten änderten sich die Rahmenbedingungen für den öffentlichen Gebrauch von Geschichte. Das Ereignis wurde konkretisiert – und in den Blick wurden sowohl die „anderen“ Opfer als auch die „eigenen“ Täter genommen.

Die Konkretisierung der Schlacht brach also mit dem Bild vom Osten als Raum des deutschen Leids (mit Sibirien als universelles Metapher) und stellte ihn als Raum voll mit Spuren deutscher Gewalt – als Objekt der Eroberungs- und Vernichtungskrieges dar. Das hing zweifellos mit der Aufarbeitung der Verbrechen der Wehrmacht zusammen, deren Ergebnisse 1995-1999 und 2001-2004 einer breiten Öffentlichkeit vorgeführt wurden. Die Ausstellung des HIS, Hamburger Instituts für Sozialforschung, hatte zum Ziel eine der größten Leerstellen der deutschen Erinnerungskultur auszuleuchten, nämlich das Vergessen und Verdrängung der Verbrechen der Wehrmacht an der Ostfront. Allerdings weisen Historiker und Soziologen auch heute darauf hin, dass im

öffentlichen Bewusstsein die verbrecherische Dimension des deutschen Krieges im Osten kaum verankert ist. Wie die Historikerin Ulrike Jureit schreibt: in einem „opferzentrierten Gedächtnis, treten Täter nicht in Erscheinung“.

In Zeiten der Wende wurde Stalingrad zudem ein Thema für eine gemeinsame deutsch-russische Erinnerungsarbeit: seit 1988 besteht die Städtepartnerschaft Köln-Wolgograd, um die sich der *Verein Städtepartnerschaft Köln - Wolgograd* kümmert, Das Wolgograder Museum Stalingrader Schlacht brachte 1991 eine große Ausstellung „Briefe aus Stalingrad“ nach Berlin und schließlich wurden die beiden Perspektiven auf die Schlacht in der breit rezipierten Ausstellung „Stalingrad Erinnern“ im dt.-russ. Museum Berlin Karlshorst zusammengetragen. In Zusammenarbeit mit dem Panorama-Museum in Wolgograd zeigte 2012 auch das neue Militärgeschichtliche Museum der Bundeswehr in Dresden eine Sonderausstellung zum 70-ten Jahrestag der Schlacht.

Deutsche und russische Perspektiven auf den Krieg kommen jährlich in den Gedenkritualen an die Toten am Friedhof Rossoschka zusammen. 2015 wurde das Projekt der Versöhnungskapelle auf der Kriegsgräberstätte Rossoschka ins Leben gerufen, unter der Schirmherrschaft von beiden Außenministern Deutschlands und Russlands, - Steinmeier und Lavrov. Das gemeinsame Gedenken hat m.E. das Potential, dass Stalingrad nicht mehr nur ausschließlich in Form eines nationalen Erinnerungsmonologs existiert, sondern sich zum binationalen Erinnerungsort mit der Botschaft „Nie Wieder Krieg“ entwickelt. Dazu kann auch diese Ausstellung beitragen.